

DEFENDER

Die Chronik meiner Rettung beginnt mit einer der fragwürdigen Lieblingsgeschichten meiner Mutter. Als sie meine erste Geburtstagsparty vorbereitete, hatte sie etwa genauso viel Kohle auf der Naht wie heute, nämlich gar keine, wenn man von der nicht gerade großzügig bemessenen Stütze absah, die schon damals jeden Monat das Sozialamt rüberschob. Meine Mutter haute die letzten Kröten zur Feier des Tages für Shit und – damals klaute sie noch nicht – etwa zehn Kilo Schokolade raus. Dutzende ihrer Kifferfreunde fielen in unsere enge Dachwohnung im fünften Stock ein. Für mich, das Geburtstagskind, interessierte sich natürlich kein Schwein. Der eigentliche Star des Tages war meine Mutter, die großzügig harziges Manna vom Himmel regnen ließ. Die dankbaren Gäste zogen sich damit die Glocke zu, dann krochen sie in die nächste Ecke, wo sie zeitvergessen aus stecknadelgroßen Pupillen die Wände anstierten. Als endlich wieder Leben in sie kam und sie gierig die Schokolade in sich reinschaufelten, schwafelten sie von ihren UFO-Entführungen in Richtung Andromeda oder Alpha Centauri. Ich stand derweil mit voll gekackten Windeln im Laufstall, umnebelt von teils süßlichen, teils beißenden, in jedem Fall völlig undurchdringlichen Rauchschwaden: das erste Baby der Welt, das Gefahr lief, noch bevor es das Laufen gelernt hatte, an Lungenkrebs durch Passivrauchen zu erkranken. Irgendwann fing ich an erbärmlich zu weinen. Und irgendwann bemerkte das auch jemand.

»Der Stinker hat Hunger«, sagte einer der Typen.

»Echt«, sagte meine Mutter.

»Schnitzel«, meinte der Typ. »Babys fahren voll ab auf Schnitzel.«

»Echt«, sagte meine Mutter.

Schnitzel war natürlich nicht da. Deshalb einigte sich die völlig verstrahlte, aber plötzlich nervös um mein Wohl besorgte Meute auf den nächstbesten Fleischersatz: Hackfleisch. Billig, bekömmlich und noch dazu, einen herzlichen Dank an das Sozialamt, in ausreichender Menge im Kühlschrank vorhanden. Wenn man meiner Mutter glauben darf, muss diese Hackfleischaktion ein großes Hallo gewesen sein. Die Meute rieb mir das Zeug unter die Nase, sie schmierte mir das Gesicht damit ein, stopfte es mir in den Mund; doch ich undankbares kleines Balg umklammerte hartnäckig die Gitterstäbe meines Laufstalls und brüllte weiter meinen Protest in die Welt. Brach meiner Mutter natürlich das Herz, behauptete sie im Nachhinein, aber der Typ mit der bescheuerten Idee sei einfach so überzeugend gewesen, und schließlich hatte ich zuvor die Schokoladenaufnahme verweigert, oder hatte sie mir überhaupt Schokolade ...? Na, egal, jedenfalls hast du absolut niedlich ausgesehen mit deiner kleinen verschmierten Schnute, Johannes, wir haben dich alle *sooo* geliebt!

Wann immer meine Mutter diese Story früher erzählte – und sie ließ keine Gelegenheit dazu aus –, packte mich dermaßen die Wut, dass ich die nächste Wand einschlagen wollte. Ich meine, was soll der Scheiß? Wo ist der verdammte Witz? Ein hungriges Baby, dem man den fast zahnlosen Rüssel mit Hackfleisch zugekleistert hat – gibt es etwas Armseligeres? Der Anblick hätte selbst den abgebrühtesten Sozialarbeiter in den Infarkt getrieben, hundertprozentig, aber dieser versammelte Verein von Kiffern und Abhängern und Losern lachte sich halb schlapp und fand es *niedlich!*

Warum ich dieses Ereignis erwähne: Damals muss sich zum ersten Mal so etwas wie Widerstand in mir geregt haben, denn ich hasse Fleisch bis heute. Ich brauche das Zeug nur zu sehen oder zu riechen, schon wird mir übel. Dann höre ich Schweine in nackter Panik um ihr Leben quieken und sehe Rinder Angstschissfladen von einem Meter Durchmesser abseilen. Nein danke, kein Fleisch für mich. Ich bin Vegetarier und stolz darauf. Selbst als ich noch wie ein Rabe klaute – was nicht allzu lange zurückliegt –, blieb ich, wenn es um Lebensmittel ging, ausschließlich bei Gemüse und Körnerzeugs. Eva machte mich dafür mehr als einmal von der Seite an. Nicht wegen der Klauerei, sondern weil es sie nervte, dass ich immerzu mit irgendwelchem Körnerfraß anrückte. Sie behauptete, man kriege davon Pickel. Die Körner würden sich nicht auflösen im Bauch, sondern irgendwie an die Körperoberfläche kriechen, direkt unter die Haut. Eine solche Vorstellung sprach meiner Ansicht nach bestenfalls für Evas Phantasie, weniger für ihren Intellekt, aber was sollte ich machen? Niemand ist vollkommen, und ich war verrückt nach Eva. Es gab eine Zeit, da hätte ich meine Seele für sie verkauft ... und auf gewisse Weise wäre es ja auch beinahe dazu gekommen.

Natürlich heiße ich nicht wirklich Johannes. Ich fand den Namen schon als Kind scheiße. Meine Mutter, weder besonders belesen noch bibelfest, hatte mich so genannt, weil sie sich vage an irgendwelche Geschichten aus dem Religionsunterricht erinnerte. Darin war vom Leben und Wirken dieses Propheten die Rede, der als Täufer Unmengen von Schäfchen in die Arme des Herrn getrieben hatte. Das fand meine Mutter klasse, das war genau ihr Ding: Erlösung vom irdischen Übel, glorreiche Fahrt ins Himmelreich, amen

und aus. Sie wollte, das mal was aus mir wird. Irgendwas Esoterisches, meine ich, eine Art Messias. Ihr kleiner Johannes sollte gegen die großspurigen Typen anstinken können, mit denen sie ins Bett stieg und von denen jeder einzelne behauptete, angeblich schon mal von Außerirdischen entführt und zu barbarischen medizinischen Experimenten missbraucht worden zu sein. Einer der Typen war, wenn man meiner Mutter Glauben schenken durfte, tatsächlich nie wiedergekommen. Das war mein Vater.

Hätte meine Mutter sich die Mühe gemacht, irgendwann tatsächlich in der Bibel zu lesen, wäre ihr vielleicht aufgefallen, dass Johannes der Täufer nach seinen missionarischen Heldentaten einer Bekloppten namens Salome in die Hände fiel. Die ließ sich, weil er nicht auf sie abfuhr, seinen abgetrennten Kopf auf einem Silbertablett präsentieren. Und spätestens ein Blick ins Buch der Offenbarung des Johannes, das in den leuchtendsten Farben – vor allem Rot – das Jüngste Gericht schildert, hätte ihr gezeigt, dass die Wahl meines Namens eine zweischneidige Sache war. Denn so kam Mamas niedliches Kind mit der verschmierten Schnute letzten Endes über sie herab: wie giftiger Schwefelregen, wie ein gewaltiges Erdbeben, wie eine mächtige Flutwelle – und zwar alles in einem. Ihr kleiner Johannes entwickelte sich zu einer Art Ein-Mann-Apokalypse. Aus der Traum vom Messias. Ich war, wenn man meine Mutter heute hört, ein ekelhaftes, absolut unausstehliches Kind, das unablässig brüllte, Geschirr zerwarf, Tapeten bekritzelte und in den Kühlschrank pinkelte. Man kann es selbstverständlich auch anders sehen: Ich war ein Kind, das keine Gelegenheit ausließ, um ihre Aufmerksamkeit, um ihre Anerkennung und um ihre Liebe zu betteln.

Für die Nerven meiner Mutter war das alles zu viel. Nachdem ich den Rauhaardackel der Nachbarn in einer Plastikwanne auf dem Fluss ausgesetzt hatte – er schipperte weiter, als ich selbst es jemals aus der Stadt heraus schaffen sollte, glatte neunzehn Kilometer, bevor man ihn unterhalb eines Wehrs vor dem Absaufen rettete –, gab sie mich auf, so wie sie sich selbst irgendwann aufgegeben hatte. Sie brüllte mich an, sie habe die Schnauze endgültig voll von mir, ich hätte ihr Leben zerstört, ab jetzt solle ich gefälligst selbst für mich sorgen. Faktisch änderte sich für mich damit überhaupt nichts, schließlich hatte ich schon immer, soweit es in meiner Macht lag, selbst für mich gesorgt. Dennoch hatte sich auf subtile Art und Weise etwas verändert. Die kleinen grünen Männchen hatten mich dank ihres wissenschaftlichen Eifers zu einem Dasein als Halbweise verdammt. Kraft dieses mütterlichen Urteils nun, das nie zurückgenommen werden sollte, war ich im zarten Alter von zehn Jahren soeben zur Halbvollweise erklärt worden.

Als Erstes, sozusagen zur Besiegelung meines neuen Status, gab ich mir einen neuen Namen. An jenem denkwürdigen Tag kniete ich in Mimi Kaminskis Zeitungsladen vor dem halbhohen Regal mit den Comics auf dem Boden und versuchte in einem der bunten Heftchen zu lesen, während etwa um dieselbe Zeit, was ich nicht wusste, eine außerplanmäßig einberufene Lehrerkonferenz über meinen ersten – aber nicht letzten – Schulverweis entschied. Am Vormittag hatte es Stress gegeben. Die Sache machte mir so sehr zu schaffen, dass ich kaum bemerkte, wie Mimis umfangreicher Körper sich vor mich schob. Sie beugte sich zu mir herab, so weit ihre ausladenden Brüste das im immer wäherenden Kampf gegen die Gravitation zuließen, hielt mir

einen Schokoriegel unter die Nase und sagte: »Ein Mars, Johannes?«

Normalerweise gab es nichts, was ich lieber tat, als Comics zu lesen und dabei Schokolade zu essen. Gelegenheit dazu hatte ich reichlich, denn der um die Ecke liegende kleine Kiosk war seit Jahren meine Bibliothek. Früher, bevor sie zum Klauen in Supermärkten übergang, hatte meine Mutter jeden Tag ihre Kippen bei Mimi Kaminski eingekauft. Klein Johannes hing bei den Kioskbesuchen in ihrem Schlepptau. Mimi Kaminski, unverheiratet, übergewichtig, schwer zuckerkrank, hatte schon einen Narren an mir gefressen, als ich kaum piep sagen konnte. Offenbar war ich auch ohne Hackfleisch im Gesicht ganz niedlich. Unsere Freundschaft hatte begonnen, als ich als vierjähriger, rotzverschmierter Stöpsel eines Morgens auf eigene Faust in ihrem Laden aufgekreuzt war. Meine Mutter war über Nacht nicht nach Hause gekommen, ich hatte Angst vorm Alleinsein und tierischen Hunger – große Neuigkeit! Mir musste wohl Mimi Kaminski eingefallen sein, die mir ab und zu einen Bonbon zugesteckt hatte. Jedenfalls stand ich plötzlich vor ihr, mitten im Winter, verheult und mit nichts am Leib als einem Paar verspekter kurzer Hosen und einem schmutzigen Unterhemd. Die verschiedenartigen Ausdrücke, die sich bei meinem erbarmungswürdigen Anblick auf Mimi Kaminskis rundem Gesicht widerspiegelten, gehören zu meinen ersten sehr klaren Erinnerungen: Ein Sturm ging darüber hinweg, eine Mischung aus Unglauben, Bestürzung, Empörung, Entschlossenheit – in genau dieser Reihenfolge. Mimi schnaubte kurz auf, drückte sich resolut hinter dem Tresen hervor, nahm mich auf den Arm, trug mich in ihr kleines, überheiztes Kabuff hinter dem Laden und verfütterte ihr Frühstück an mich.

Für eine Kioskbesitzerin war Mimi eine ziemlich wortkarge Frau. Über die vielen Jahre hinweg habe ich kaum etwas Persönliches von ihr erfahren. Wenn ich nachfragte, wie ich es anfangs tat und auch später mehrfach versuchte, winkte sie nur ab. Sie war bescheiden und führte ein unaufgeregtes Dasein. Der Platz, den ich in ihrem Leben einnahm, war zwar konstant, doch letztlich füllte ich ihn lediglich aus wie ein lieb gewonnenes Möbelstück. Wir führten eine schweigende Freundschaft. Kann sein, dass eine langjährige Ehe sich so anfühlt.

Äußerlich hingegen war Mimi Kaminski ein Original. Ihre ewig zerzausten, lange vor der Zeit ergrauten Haare, ließen an einen Wischmopp denken, und immer war sie in viel zu viele, viel zu dicke Klamotten verpackt, weil sie trotz der sommers wie winters voll aufgedrehten Heizung ständig froh. Außerdem besaß Mimi Unmengen von Lippenstiften, Lippenstifte waren sozusagen ihr Hobby. Ihr Mund war so klein, ihre Lippen so dünn, dass sie sich praktisch gezwungen sah, sie anzumalen, weil sonst, wie sie mir einmal erklärte, ihr Gesicht aussähe, als wäre etwas vergessen worden. Und da man, wie Mimi gern sagte, auf einem Bein nicht gut steht, tünchte sie auch den Rest ihres Gesichts mit auffallenden Farben, schminkte sich Brauen und Augen, als ging es darum, mit den Pfauen im Zoo um die Wette zu schillern, malte sich so viel Rouge auf die Backen, als müsse sie eine ausgefallene Verkehrsampel ersetzen, und krönte die Schminkerei mit wahlweise knallrot, giftgrün oder tiefschwarz lackierten Fingernägeln. Seltsamerweise färbte sie ihre Haare nicht – die blieben grau. Wann immer ich bei meinen häufigen, schließlich täglichen Besuchen in ihrem sehr kleinen, aber gut besuchten Kiosk auftauchte, steckte Mimi Kaminski mir etwas zu, einen Schokoriegel

oder eine Stulle, und sie freute sich wie verrückt, wenn ich ihr dankbar einen feuchten Schmatzer auf die Wange drückte. Sie küsste mich dann zurück, so dass ich jeden Tag mit einer anderen Farbe im Gesicht nach Hause kam: Orange, Rot, Violett, die ganze Palette, mal transparent, mal deckend; ich trug eine ewige Faschingsmaske, die mir von meiner Mutter selten genug vor dem Zubettgehen aus dem Gesicht gewaschen und so am nächsten Tag einfach durch eine weitere Farbe ergänzt wurde.

Anfangs hielt ich mich bei Mimi Kaminski weitgehend im Hinterzimmer auf, immer in Erwartung irgendeiner Leckerei, manchmal bloß als faszinierter Zuschauer, wenn sie sich routiniert eine Insulinspritze setzte. Später erkundete ich ihren Laden, und so stieß ich eines Tages auf die Comics. Kolumbus kann bei seinem ersten Blick auf Amerika nur ansatzweise empfunden haben, was mich in diesem Moment berührte. Die Comics waren für mich mehr als die Entdeckung eines neuen Kontinents: Sie öffneten mir die Tür in eine völlig neue, völlig berauschende Welt. Muskelbepackte Superhelden, außen stahlhart, innen jedoch weich, verletzlich und einsam, die sich nicht verarschen ließen, die für jedes Problem eine Lösung fanden, waren, wie ich rasch feststellte, genau mein Ding. Ich verschlang jede Geschichte, egal, wie bescheuert sie war, und da ich nie die Seiten zu weit aufklappte, nie auch nur den geringsten Knick fabrizierte oder hässliche Fettflecke hinterließ, ließ Mimi Kaminski mich gutmütig gewähren. Sooft ich konnte – und das hieß: sooft ich wollte –, saß ich nun vor dem Comicregal. Ganz nebenbei lernte ich so Mimis Stammkunden anhand ihrer Beine zu unterscheiden.

Eine Comicserie hatte es mir besonders angetan, die Geschichten um einen Typen, der eines Verbrechens ver-

dächtigt wurde, das er nicht begangen hatte. Gnadenlos wurde Jagd auf ihn gemacht, während er gleichzeitig versuchte, die wirklichen Täter zu stellen. Die waren natürlich auch hinter ihm her, so dass er es ständig abkriegte und sich jeden Tag etwas Neues einfallen lassen musste, um zu überleben. Er war kein echter Superheld mit übermenschlichen Fähigkeiten, sondern er musste sich voll und ganz auf sein Köpfchen verlassen. Ich hatte das Gefühl, dass niemand sonst mich so gut verstand wie er. Ich versuchte seine trockenen Monologe zu imitieren, seine kämpferischen Gesten, seine traurige Mimik. Er war ich und ich war er, wir waren Brüder im Geiste, wenn man das so sagen kann. Seine Geschichte war meine Geschichte.

An besagtem Nachmittag nun, als Mimi Kaminski mir den Schokoriegel überreichen wollte, hing ich wie üblich über den Comics, war jedoch nur halbherzig bei der Sache. Ich blätterte abwesend durch die knallbunten Seiten, denn ich musste unentwegt an Hermann Kaltenbrunner denken, den ich am Vormittag mit einem Stuhl angegriffen hatte. Kaltenbrunner war ein geborener Folterknecht von einem Mathematik- und Klassenlehrer. Wie ein gerissener Staatsanwalt konnte er sich in dein Vertrauen schleichen, nur um alles, was du von dir gabst, im nächsten Moment gegen dich zu verwenden. Beinahe jede Nacht träumte ich davon, wie Kaltenbrunner japsende Schüler durch einen undurchdringlichen Urwald jagte, sie dort mit gemeinen Fallen erlegte und sich anschließend die Zimmerwände mit den Schrumpfköpfen seiner Opfer schmückte.

Es war natürlich nicht das erste Mal gewesen, dass ich auf einen Lehrer losgegangen war. Für meine aus heiterem Himmel erfolgenden Wutausbrüche und Attacken war ich längst berüchtigt. Aber der heftige Angriff mit dem Stuhl

hatte alles getoppt, zumal er zu meiner großen Befriedigung sehr erfolgreich verlaufen war. Nicht, dass ich den Kaltenbrunner tatsächlich erwischt hätte – ein Zehnjähriger ist nicht Herkules, ich konnte den dusseligen Stuhl kaum über den Kopf heben und er flog bestenfalls drei Meter weit. Aber Kaltenbrunner, der mit mir zugewandtem Rücken nichts ahnend vor der Tafel gestanden hatte, hatte sich im entscheidenden Moment umgedreht, war dem Geschoss instinktiv ausgewichen und dabei ausgeglitten. Drehung im Fallen, Sturz mit der Stirn gegen die Unterkante der Tafel, Platzwunde. Ordentlich Blut. Mordsmäßiges Geschrei. Kaltenbrunners Brüllen, seine Hände streckten sich nach mir aus.

Es war dieses Bild, das ich vor Augen hatte, als Mimi Kaminski sich schnaufend über mich beugte und fragte: »Ein Mars, Johannes?«

Und ich antwortete, abwesend und ohne aufzusehen: »Ich heiße nicht Johannes. Ich bin der Defender.«

Falls jemand sich fragen sollte, warum ich der Beschreibung Mimi Kaminskis bisher mehr Platz eingeräumt habe als einer Charakterisierung meiner Mutter, dann lautet meine Antwort, dass man im Leben eben Prioritäten setzen muss. Mimi Kaminski und ich adoptierten uns gegenseitig, in unserer schweigenden Zweisamkeit waren wir wie füreinander geschaffen. Meiner tatsächlichen Mutter war das nur recht. Heute sehe ich sie nur noch selten. Ich ertrage einfach ihre Nähe nicht. Wenn sie mich ansieht, dann mit einem halb neugierigen, halb desinteressierten Blick, als wäre ich ein Betriebsunfall, ein exotisches, aus dem Dschungel hervorgebrochenes Tier oder ein Fremdkörper, den sie sich soeben aus den Augen gerieben hat. Sie ist, wie sie es immer war,

nur mit sich selbst beschäftigt, mit ihrem Herumgeheule, dass die Welt scheiße ist und eine Verschwörung internationaler Geheimdienste es auf sie abgesehen hat, damit, irgendwelchen Stoff zu organisieren, den sie mit ihren Freunden durchblasen kann, oder damit, Geld zur Beschaffung dieses Stoffs aufzutreiben.

Was Letzteres angeht, ist sie schon immer erstaunlich erfinderisch gewesen, und auf gewisse Weise bewundere ich sie sogar dafür. Ich kann das beurteilen, denn ich lebte noch bei ihr, als meine Mutter ihre erfolgreichsten Raubzüge unternahm. Sie ging nicht zu irgendwelchen Verwandten oder Freunden, um sich Kohle zu leihen oder sie anzuschnorren. Das kam nur selten vor, weil die ganze Mischpoke immerzu in derselben Klemme steckte wie sie selbst. Nein, ihre besten Coups landete meine Mutter in Supermärkten, wo sie entweder Lebensmittel und Alkohol für den Eigenbedarf klaute oder um das Zeug danach zu verhöckern. So sparte sie die Kohle vom Sozialamt. Ich war ihr Compañero, und vermutlich kriegte ich genau deshalb lange Zeit das Klauen nicht aus der Wäsche. Ich wusste, dass es funktioniert. Ich war damit groß geworden. Sich sein Zeug in Supermärkten zusammenzustehlen, gehörte für mich zum Normalsten von der Welt. Andere Leute gingen arbeiten, meine Mutter ging klauen. Das war *ihre* Arbeit, und sie erledigte sie gründlich und auf gewisse Weise auch pünktlich, nämlich auf den Punkt immer genau dann, wenn sie etwas brauchte.

Ich weiß nicht, wie sie es heute hält, aber damals gab es zwei Nummern, die meine Mutter kultiviert hatte. Bei der ersten war sie auf mich angewiesen, die zweite zog sie alleine durch. Als inzwischen geläuterter Mensch empfehle ich weder die eine noch die andere Methode zur Nachahmung, aber erwähnen muss ich sie dennoch, und sei es

aus dem einfachen Grund, weil ich mich meiner Mutter nie näher, mich nie mehr von ihr geliebt gefühlt habe als bei unseren gemeinsamen Streifzügen oder kurz darauf, wenn wir in der Wohnung stolz unsere Beute auf dem Tisch ausbreiteten, um dann den Kühlschrank und die Regale damit zu füllen. Immer war etwas Besonderes dabei, eine Süßigkeit oder ein kleines Spielzeug, allein für mich bestimmt, das sie mir feierlich überreichte, wobei sie mich fest an sich drückte, mich fast erstickte unter dieser anfallsartigen, verwirrenden Zuwendung. Inzwischen weiß ich, dass das, was ich damals für Liebe hielt, nichts weiter war als eine mich zum Weitermachen anspornende Belohnung, denn bis zum nächsten Beutezug geriet ich schnell wieder in Vergessenheit. Die ersten Jahre meines Lebens umschwirrte ich meine Mutter wie ein hohl klagender, von ihr nicht wahrgenommener Geist.

Also, Methode eins: Du gehst in einen Laden, am besten in einen ausreichend großen Mantel mit extra eingenähten Innentaschen gekleidet, und sackst ein, was nicht niet- und nagelfest ist. Keine große Sache, im Prinzip die klassische Standardnummer. Aber um das Risiko zu minimieren, dabei irgendeinem Ladendetektiv in die Hände zu fallen, brachte meine Mutter mich ins Spiel. Klein Johannes hatte irgendwo im Markt für Aufsehen zu sorgen, was ihm gelang, indem er mit einer Armbewegung ganze Regale leer fegte, Dosenpyramiden umwarf oder – ein Höhepunkt meiner Komplizenlaufbahn – in die Gefriertruhe krabbelte, aus der heraus er wie ein durchgedrehter Eskimo im Schützengraben mit Fischstäbchen um sich zu werfen begann. Sobald die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich gerichtet war, begann meine Mutter gnadenlos einzusacken. Zeit genug dazu hatte sie. Bis ich aufhörte Krawall zu machen, konnten gut

und gerne zehn Minuten oder mehr ins Land gehen, die ich dank meiner zu Hause antrainierten Ausdauer im Brüllen mühelos überstand. Ich kriegte dabei nicht mal einen roten Kopf. Schließlich ließ ich mich von irgendeiner besorgten Verkäuferin (oder eben dem Ladendetektiv) ins Büro verfrachten und dort ausrufen: *Der kleine Johannes sucht seine Mutter!* Was einerseits eine ziemlich traurige Wahrheit war, mich andererseits aber tief beleidigte. Es klang, als hätte ich zu wenig Hirn, um zu wissen, dass verloren gegangene Mütter sich nicht zwischen tiefgefrorenen Heringen und Lammkoteletts verstecken. Nach den Ausrufen kam meine Mutter angekeucht, leicht gebeugt, weil der Mantel an ihr zog, seufzte ein tränenersticktes *Gott sei Dank*, drückte ihr Bedauern angesichts des Vorfalls aus, und dann machten wir schleunigst die Biege.

Die weitaus coolere Nummer, ebenso einfach wie genial und ungleich lukrativer, war Methode zwei. Sie kam in Großmärkten zum Einsatz, wo palettenweise Elektroartikel verkauft wurden, und bedurfte einiger Vorbereitung. Ich glaube, aus genau diesem Grund hat meine Mutter Methode zwei ganz besonders geliebt: Sie gab ihr das Gefühl, wirklich etwas tun zu müssen für ihr Geld. Außerdem ging die Sache nicht ab, ohne dass zuvor einiges an Kohle investiert wurde, sie konnte sich also einreden, sie sei eine Art Geschäftsfrau.

Als Erstes brezelte sie sich auf. Sie duschte, machte sich die Haare, warf sich in todschicke Klamotten aus teuren Läden, die besser bewacht waren als Fort Knox und in denen an Klauen nicht zu denken war, und sprühte sich zum Abschluss ein dezentes Parfüm hinter die Ohren. Dann kam der Angriff: Mit dem Taxi ging es zum Supermarkt, wo sie sich im Eingang einen dieser großen Einkaufswagen schnappte. Sie rollte den Wagen, sagen wir mal, zu

den fettesten Fernsehern und ließ sich so ein Teil von einem hilfsbereiten Verkäufer auf den Wagen hieven. Dann düste sie damit zur Kasse, und zwar ausnahmslos zu einer Kasse, die mit einem männlichen, am besten sehr jungen Kassierer besetzt war. Dort entspann sich dann etwa folgender Dialog:

»Entschuldigen Sie bitte, ich habe gestern diesen Fernseher hier gekauft und ... nun ja, mein Mann ist mit der Wahl nicht ganz zufrieden. Oder besser gesagt: Ich hab den falschen erwischt.«

»Den falschen Mann?«

»Ha, ha! Den falschen Fernseher natürlich.«

»Sie möchten das Gerät also umtauschen?«

»Ganz recht.«

»Kein Problem, gnädige Frau. Dürfte ich bitte die Quittung sehen?«

»Die ... ?«

»... Quittung. Den Beleg. Den Kassenzettel.«

»Oh, ich ... o nein! Ich kleines dummes Schaf! Wie konnte ich bloß ... Ich befürchte, den Beleg habe ich zu Hause vergessen.«

»Was machen wir denn jetzt? Ich befürchte, ohne Vorlage der Quittung darf ich nicht –«

»Natürlich nicht!«

»– so gerne ich Ihnen helfen würde, aber –«

»Nein, nein, lassen Sie nur, um Himmels willen! Selbstverständlich werde ich die Quittung holen, es ist nur so, dass ... Hmm ...«

»Ja?«

»Ich habe noch einen wichtigen geschäftlichen Termin wahrzunehmen, draußen wartet schon das Taxi, und diese Woche schaffe ich es bestimmt nicht ... und in der Zwi-

schenzeit haben wir keinen Fernseher im Haus, und mein Mann ...«

»Verstehe. Ich wünschte, ich könnte Ihnen –«

»Ach, wissen Sie was, ich komme einfach nächste Woche wieder! Bis dahin tut dieser Apparat es auch.«

»Ich hätte Ihnen wirklich gern weitergeholfen, gnädige Frau, aber Sie müssen verstehen –«

»Es ist in Ordnung! Wirklich! Sie waren sehr freundlich. Mehr als freundlich!«

Und nach ein oder zwei Worten weiteren Abschiedsgeplänkels rollte meine Mutter den eben erworbenen Fernseher aus dem Markt, drückte dem vor der Tür wartenden Taxifahrer ein großzügiges Trinkgeld in die Hand und ließ ihn das Teil in den Kofferraum und, zu Hause angekommen, in die Dachwohnung im fünften Stock wuchten. Dort steckte sie sich eine Kippe an, telefonierte kurz, wartete dann seelenruhig auf einen ihrer Kifferfreunde, der die Kiste für sie verticken würde, und entfernte währenddessen den Nagellack mit nach Äther stinkenden, pinkfarbenen Wattebällchen. Und nun ratet mal, wer die Dinger anschließend an die niedliche Rübe geworfen bekam?

Irgendwann nach der dritten Lehrerkonferenz und zwei wiederholten Schuljahren beschloss die inzwischen fünfzehnjährige Halbvollwaise, die Sache mit der Ausbildung endgültig zu schmeißen und gleichzeitig von zu Hause ausziehen. Das Abenteuer Straße lockte. Die knapp sechs Monate, in denen ich mich mit Schnorren und Klauen über Wasser hielt, waren allerdings kein bisschen romantisch. Es war einfach nur eine verdammt harte Zeit, über die ich mich nicht weiter ausbreiten will. Jeder kann sich, falls er wirklich scharf darauf ist, ein Bild vom Leben auf der Straße